

Ferdinand

Autor(en): **Züricher, U.W.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **19 (1929)**

Heft 18

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-638272>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

gefeht, die Leben und Sterben im Gleichgewichte erhalten, treten in Kraft. So manche stille Sehnsucht küßt der Frühling wach, so viel laises Hoffen vernichtete der Frost.

Leise gährt es in den Knospen; man möchte so feine Sinne haben, um dieses Sichdehnen, diesen Weckruf zu neuem Leben und neuer Schönheit wahrzunehmen!

Es liegt etwas Freudiges, Tröstliches in dieser Erwartung auf kommende Freuden. So manches erscheint ja aus der Ferne heller und fleckenloser als es die Nähe offenbart. Es liegt ein eigener Reiz über dem Hoffen und der Erwartung, den die Erfüllung nicht mehr kennt...

Der Frühling kommt... Wir ahnen schwellendes Leben, eine Verbundenheit mit der Natur, welches zu Andacht stimmt, und eine zukunftsfrohe Gewißheit erleichtert manche Sorge. Wir sehen Knospen, die sich öffnen, deren Blüten uns grüßen werden, denken an kommende Tage voll Frühlingslust und Sonnenschein...

Die Sonne spielt in den Zweigen, gleitet die rauhe Rinde herab und grüßt frohe Menschen, deren Herzen die Sehnsucht füllt.

Ein Duft von jungem Leben durchdringt den Hain, ein Klang von Freude und Lenzeslust grüßt sieghaftes Keimen und Werden...

Schon ziehen junge Menschen durch Feld und Wald und wollen dem Frühling entgegen. Lieber säumen ihren Weg. Es ist ein junges, starkes Geschlecht, und ihre Bewegungen sind lachende Freude und Lebensbejahung. Und hoch im Wipfel singt eine Amsel ihr Morgenlied... Der Frühling kommt, der Frühling... ar.

Ferdinand.

Eine Skizze von U. W. Züricher.

Sebastian Freudiger, der Gemeinbeschreiber von Gütterlingen, besaß gerade so viel Selbstbewußtsein, als er mit Recht glaubte, haben zu dürfen. Er wußte genau, daß von ihm keine neue Epoche in der eidgenössischen Geschichte datieren werde; aber er wußte ebenso genau, daß er sein Amt gewissenhaft erfüllte, daß sein Ruf als der eines Zuverlässigen begründet war, und daß viele, die bei ihm Rat suchten, wirklich solchen erhielten, brauchbaren und gern gegebenen. Seine innere Ausgeglichenheit und gleichmäßige Freundlichkeit machten ihn zu einem beliebten Gesellschafter. Er war fröhlich mit den Fröhlichen und hatte den Grundsatz: Ich lebe und ihr sollt auch leben. Er trank mit guten Freunden gern einen vollen Tropfen, ohne je der Unmäßigkeit zu verfallen. Dazu war er zu klug und zu selbstbeherrscht. Für Enthaltame hatte er ein wohlwollendes und etwas überlegenes Lächeln und wußte manchen guten Witz über sie zum besten zu geben. Nicht sehr früh, nicht sehr spät fand er eine Gefährtin. Anna Barbara Braun war Lehrerin in Gütterlingen, ein frisches Geschöpf mit lebhaften Augen. Sie hatte so einen gewissen Zug ins Großartige, und der junge Herr Freudiger erschien ihr wie die Erfüllung dieses Zuges. Kurz, sie heirateten und wurden ein glückliches Paar. Zuerst kam ein Bub, dann ein Mädlein und dann wieder ein Bub. Als dieser zweite Bub geboren war, gab Frau Annebäbi die Schule auf, um sich mehr ihren Kindern widmen zu können. Den zweiten Buben aber nannte sie Ferdinand, zu Ehren des Malers Sodler, der damals gerade in den Zeitungen seine erste heiß umstrittene Anerkennung erlebte. Ferdinand hatte eine prächtige Kinderstube. Nicht nur die Eltern, sondern auch die älteren Geschwister, der stillere Heinrich und die muntere Regula, alle hatten ihn ins Herz geschlossen. Aber Ferdinand war auch ein Kerlchen, das sich Liebe zu erobern wußte. Das lachende Frohgesicht konnte ganze Wolkenbänke und Nebelschwaden aus den Gesichtern verscheuchen. Auch Vater Sebastian wurde von dem übermütigen und begabten Bürschchen oft genug gerade dann entwaffnet, wenn er strengere Saiten aufziehen wollte. Die Mutter liebte alle ihre

Kinder; aber Ferdinand war ihre große Lebenshoffnung. In der Schule war Ferdinand Führer bei allen Streichen, aber auch Massenerster, und so ging manches stillschweigend durch, was bei andern großen Rumor verursacht hätte. Und zum Entzücken seiner Mutter machte er seinem Namen Ehre, und er zeichnete ganze Hefte voll, wenn die andern im Holzschopf, Haus und Garten mithalfen. Der Ferdinand, ja, der mußte doch seinen eigenen Weg gehen. Er war doch der Begabte.

Und die Jahre vergingen. Heinrich wurde Gärtner, Regula Handarbeitslehrerin, und Ferdinand schivigte durchs Seminar. Er war kein schlechter Schüler; aber da die Konkurrenz schärfer war als in Gütterlingen, so fiel sein Genie nicht so sehr auf. Es gab eben neben ihm auch andere, die auch nicht auf den Kopf gefallen waren. Aber Talent zum Zeichnen besaß er entschieden. Eine treffliche Karrikatur des Zeichenlehrers machte auf Umwegen, bei denen ein Kollege eine Rolle spielte, sogar die Runde im Lehrerzimmer.

Das Nachbardorf von Gütterlingen war Feuerstein. In frühern wilden Zeiten, an die sich übrigens noch merkwürdig viele erinnerten, haben sich die Gütterlinger- und die Feuersteinerbuben Schlachten geliefert, die Jungburschen sich wegen den Mädchen die Köpfe blutig geschlagen und die gekessten Männer einander gegenseitig etwas von oben herab betrachtet. Immerhin traf es sich, daß Feuerstein gerade eines Lehrers bedurfte, als Ferdinand das Patent in der Tasche hatte, und da er doch wenigstens aus der Nachbarschaft war, und Nachbarn möglicherweise doch noch edlere Menschen zu sein pflegen als unbestimmtes Menschenvolk aus unbestimmten fremden Gegenden, wurde Ferdinand zur Freude seiner Eltern gewählt.

Ferdinand Freudiger von Feuerstein! — Donnerwetter, das klang nicht übel! Das war beinahe adelig. Der junge Lehrer machte Aufsehen, besonders bei den Mädchen, und als er den gemischten Chor dirigierte, meldeten sich viele Jungfräulein, die mehr wohlgestaltet und fußreif waren, als daß sie ihre Stimme gerade zum Gesangsvereinsmitglied vorherbestimmt hätte. Ferdinand gefiel das gewaltig. Es war ihm keineswegs peinlich, sich so beliebt zu wissen! Merkwürdigerweise war er es auch bei den jungen Burschen, mit denen er frisch und fröhlich jaßte und kegelte und bei einem guten Glase die besten Geschichten und allerneuesten Spässe stets auf Lager hatte. In der Feuerwehr wurde er Spritzenmeister und im Schützenverein Sekretär. Kurz, er wurde bald überall in Anspruch genommen. Die Sonne stand hoch am Himmel und der Wolken waren wenige. Freilich kam er hie und da benebelt nach Hause, und als er einmal in einer Scheune übernachtete statt in seiner Lehrerwohnung, die er mit Aufbietung aller Kräfte eben nicht mehr hatte finden können, da geschah's, daß ihm ein alter, redlicher Feuersteiner wohlwollend warnend auf die Schultern klopfte. Aber Ferdinand war gar nicht zerknirscht, sondern er erzählte dem Wohlwollenden lachend, er hätte mit den größern Buben gerade etwas über die Selbstentzündung des Heustockes durchgenommen, und da seien doch eigene Studien notwendig geworden.

Die Mädchen sprachen viel über ihn, so viel, daß eins das andere ansteckte. Nun schwärmen Bauernmädchen nicht so ungeniert wie Stadtmädchen, aber daß ihnen ein junger Mann mehr Eindruck macht, von dem sie wissen, daß er auch den andern gefällt, das wird doch stimmen. Es ging nicht mehr lang, so gab's eine junge Frau Freudiger. Das war die birkenförmige, pfirsichweiche Therese Leu, deren resolute Energie in ihren Mädchenjahren noch wie fröhliches Selbstvertrauen wirkte. Die beiden waren auch am Anfang sehr verliebt. Den ersten Schatten gab's in einer Samstagnacht, als das junge Frauchen sehnsüchtig ihren Ferdinand erwartete und der immer und immer nicht erschien. Therese bekam Angst. Herrje! herrje! wenn's mit ihm was gegeben hätte! Sie ging nicht ins Bett. Sie wartete. Nach Mitternacht rückte er an, ja, aber im Zickzack. Und als er nach Wirtshaus und stinkigem Tabak roch, gläserne Augen machte und sie mit täppischen Bewegungen umfangen wollte, erschraf

sie auf's tiefste. Tränen folgten. Und als er am Sonntag Vormittag mißmutig und faul erwachte, und Theresje nicht schnell genug vollendete Holbseligkeit darstellte, fühlte sich Ferdinand tief gekränkt.

Theresje gab sich alle Mühe. Sie gehörte nicht zu denen, die schnell vor all den Widerwärtigkeiten austreten. Sie wollte den Kampf mit dem Dämon aufnehmen. Sie liebte doch ihren Ferdinand und wollte diese Liebe nicht dem Wirtshaus und den Jazbrüdern zum Opfer bringen. Sie kämpfte einen stillen Kampf um ihr Glück und um das ihres Kindes, das sie in sich dem Leben entgegenstrampeln fühlte.

Der Kampf dauerte jahrelang. Ferdinand war ja in Grund ein guter Karl. Er liebte seine Theresje, und er liebte auch sein kleines Mädchen, sein Büseli, das von Jahr zu Jahr küstlicher erblühte. Aber der Dämon ließ ihn nicht los. Immer mehr wußte er Gründe, die ihn ins Wirtshaus führten. Und seine Gefellen machten ihm keine Vorwürfe, keine sauren Gesichter, keine angstvollen Blicke, nein, bei ihnen galt er als mordsfeiner Kerl, den alle gern hatten.

Die Schule wurde in den ersten Jahren noch ordentlich gehalten. Mit der Zeit lösete es. Sie erschien ihm nur mehr als ein Karren der Gewöhnlichkeit. Es fehlte ihm zeitweise auch nicht an guten Vorjahren. Sein Selbstbewußtsein pendelte hin und her. Hier und da war es ganz klein. Sehr oft war es übertrieben groß, denn nicht nur fühlte er seine Macht über seine Zechtumpane, sondern er fand dazwischen immer noch Zeit zum Malen. Er malte sogar viel, besonders in den Ferien. Er hatte in der Zeitung gelesen, wie der Kunsthasse lief. Und es erschien ihm nicht schwer, da mitzulaufen. Der Künstlereruhm rückte plötzlich in greifbare Nähe. Gott sei Dank brauchte man heute nicht mehr so genau zu zeichnen und die Natur zu studieren. Das war ein überwundener Standpunkt. Man konnte mit ganz einfachen und immer einfachern Mitteln tiefste Symbolik und seelische Offenbarungen mitteilen und schöpferisch gestalten. O ja, das konnte er auch.

(Schluß folgt.)

Frank Heller: Die Diagnosen des Dr. Zimmertür. Detektivgeschichten

Deutsch von Marie Franzos. — Copyright by Grethlein & Co., Zürich.

14

Das Ende eines Traumes.

1.

„Ausnahmsweise einmal ein interessanter Patient“, dachte Dr. Zimmertür, als die Türe aufging.

Der Eintretende war ein junger Mann, ja, so jung, daß er zweifellos der jüngste Patient war, den der Doktor je gehabt hatte. Er war vielleicht neunzehn Jahre alt, aber wahrscheinlich erst achtzehn. Er war groß, schlank und gut gewachsen, nach allem zu urteilen Sportsmann. Wenn dieser junge Mann etwas an sich hatte, was Anlaß geben konnte zu glauben, daß er es nötig hatte, den Doktor aufzusuchen, so waren es seine Augen. Die leuchteten vor Intelligenz. Die Sache war nur die, daß sie fast zu sehr leuchteten!

Diese Reflexionen konnte der Doktor gerade noch anstellen, während der junge Mann sich neugierig im Konsultationszimmer umfah und ebenso neugierig, aber mit einem ausgesprochenen Ausdruck der Enttäuschung den Blick auf den Doktor selbst heftete. Der Doktor konnte ein Lächeln nicht unterdrücken, — ein Lächeln, das ihn wie der gutmütige Mond auf Oberländers Kleinstadtbildern aussehen ließ.

„Hatten Sie sich mich anders vorgestellt?“ fragte er freundlich.

Der junge Mann errötete leicht.

„Jemand hat mir —“

„Jemand hat Ihnen von mir erzählt“, ergänzte der Doktor. Aber er vergaß zu erwähnen, wie ich aussehe. Seien Sie nur ruhig, es gibt viele dicke Beichtväter! Und streng genommen, bin ich ja Beichtvater.“

Der junge Mann lächelte flüchtig. Der Doktor bedeutete ihm, Platz zu nehmen.

„Was haben Sie zu beichten?“

Er bedachte sich einen Augenblick, schien seine Worte zu wählen und brach dann los:

„Ja — jemand hat mir von Ihnen erzählt, Herr Doktor. Ich weiß nicht, ob Sie mich nicht dumm finden und hinauswerfen werden — aber es ist also ein Traum. Ein Traum, der immer wiederkommt, nicht jede Nacht, aber mindestens jede Woche, und den ich dann die nächste Zeit darauf nicht abschütteln kann.“

Er verstummte jäh. Der Doktor schien zwanzig Jahre aus seinem Gesicht gestrichen zu haben. Er glied jetzt einem sympathischen älteren Kameraden.

„Es ist immer derselbe Traum?“ jagte er. „Ist er — wie wollen wir mal sagen — unheimlich?“

Der junge Mann — trotz seiner Jahre war er ausgesprochen Mann, nicht Knabe — schüttelte energisch seinen schönen Kopf.

„Es ist kein Alptraum“, rief er. „So etwas kann man sich ja selber wieder ausreden. Nein, es ist kein unangenehmer Traum, wenigstens nicht eher als zum Schluß, und selbst dann — nein, es ist nur das, daß ich unaufhörlich daran denken muß — aber es wird das beste sein, wenn ich ihn erzähle. Dann können Sie mich auslachen, soviel Sie wollen!“

Der Doktor wartete die Fortsetzung ab, ohne ihn weiter zu beruhigen. Mit erregter Stimme und einem fernen Blick seiner allzu klaren Augen begann er wieder:

„Es fängt in ganz verschiedener Weise an, aber fast immer in dem kleinen Kabinett bei uns zu Hause. Ich bin da mit jemandem, der sein Gesicht nicht zeigen will, einer — einer Frau. Plötzlich sind wir nicht mehr da — wir gehen zusammen eine lange Wendeltreppe hinauf, ich stütze sie, und sie lehnt sich an mich. Aber noch immer, verstehen Sie, kann ich ihr Gesicht nicht sehen, obwohl ich irgendwie bei mir selbst weiß, daß ich es kenne. Plötzlich stehe ich allein da, die Sterne über mir, die Frau ist fort, und anstatt ihrer sehe ich ein Gesicht neben mir — ein weißes Gesicht, das in der Dunkelheit leuchtet, aber das ich doch nicht ganz klar sehen kann. Ich hebe die Hand und werfe etwas, und dann — und dann ist es so, als ob das Gesicht geprengt würde, nein, nicht geprengt, so, als ob es zerflösse wie ein Nebelfledd. Im selben Augenblick habe ich die sonderbarste Empfindung, es ist ein Gemisch von größter Angst und Entsetzen — und dann einer unbeschreiblichen Befriedigung. Ich zittere am ganzen Körper — und dann erwache ich. Aber den ganzen nächsten Tag —“

Er verstummte. Seine Augen hatten daselbe abwesende, allzu intensive Leuchten, als ob sie irgend etwas in unerreichbarer Ferne nachjagten.

„Das ist das Ganze“, sagte er. „Aber ich kann nicht aufhören daran zu denken — wen ich da die Treppe hinaufführe, und was für ein Gesicht es ist, das ich sich auflösen sehe. Es wird nach und nach eine — sagt man nicht Zwangsvorstellung? Können Sie, der Sie derlei Dinge kennen, mir erklären, was es ist, das mir träumte, dann —“

Er verstummte abermals, offenbar ängstlich, ein Lachen zu hören. Aber der Doktor sah überaus ernst aus. Er dachte ein Weilchen nach, bevor er antwortete, und als er antwortete, war es mit einer Frage:

„Haben Sie auf eigene Hand irgend etwas gelesen, was meine Wissenschaft — die Psychoanalyse — berührt?“